

den Antrieb des „Dädalus“. Das Raumschiff, ein im Weltraum geräuschlos dahingleitendes Superkraftwerk, soll von „Atomstößen“ beschleunigt werden, die sogar die rabiaten Generale aus dem Weltraum-Epos „Krieg der Sterne“ neidisch machen müßten.

Deuterium, ein Isotop des Wasserstoffs, soll dabei mit dem Edelgas-Isotop Helium 3 verschmolzen werden — in einem Prozeß, ähnlich der freilich unkontrollierten Fusion bei einer explodierenden Wasserstoff-Bombe.

Zu Kügelchen gepreßt, sollen die beiden nuklearen Treibstoffsorten in eine 100 Meter weite kugelförmige Brennkammer geschossen werden, wo sie dann — von einer Elektronenstrahl-Kanone — jäh auf die notwendige Fusionstemperatur erhitzt würden (100 Millionen Grad). „Sie explodieren“, so erläutert Martin, „und liefern so den notwendigen Rückstoß.“ Ein künstliches Magnetfeld soll unterdes den atomaren Brennkessel vor der zerstörerischen Hitze schützen.

Selbst eine Rohstofflücke — Helium 3 kommt auf der Erde nur in äußerst seltenen Mengen vor — kann die „Dädalus“-Planer nicht schrecken. Sie schlagen vor, den Stoff in 1000-Tonnen-Quantitäten aus der Atmosphäre des Jupiter zu bergen; dort nämlich sei er reichlich vorhanden.

Zur gleichen Zeit soll „Dädalus“ in der Umgebung des Jupiter auch montiert werden — von Robotern, so sehen es die Raum-Experten, die mit einer neuen Generation von Raumfähren zwischen Jupiter und Erde pendeln würden.

Dort, wo Stanley Kubricks phantastischer Raumschiff-Trip zu Ende ging, soll „Dädalus“ dann zu seiner langen Reise ansetzen. Nur das Startjahr haben seine Reißbrett-Schöpfer im Vergleich zu Kubrick etwas in die Zukunft vorgeschoben.

Erst in etwa 100 Jahren, so glauben die britischen Wissenschaftler, sei die Menschheit „reich genug“, ein Projekt wie „Dädalus“ zu finanzieren.

FERNSEHEN

Ganz schön umgehauen

„Grüß Gott, ich komm von drüben“. Film von Wolfgang Menge und Tom Toelle. ARD. Mittwoch, 25. Oktober, 20.15 Uhr.

Der Sekt ist kalt, der Imbiß mit deutschem Kaviar („der ist billiger“) angerichtet. Die leitenden Mitarbeiter der mittelständischen Schuhfabrik „Luxor“ im badischen Furlach warten, nach dem Tod des alten Besitzers, auf ihre neuen Herren. Von einem amerikanischen Konzern wird gemunkelt, der den Betrieb schließen wolle.

Doch statt Arbeitslosigkeit bricht bei Luxor der Sozialismus aus: Im Werkshof rollen fünf DDR-Bürger vor — als Betriebsleitung entsandt von ihrem Staat, nachdem die Erbin, eine alte Dame in Weimar, ihren Besitz der Allgemeinheit übereignet hatte.

So beginnt eine „denkbare, aber unmögliche Geschichte“ (Untertitel), die TV-Autor Wolfgang Menge („Smog“) in der Hoffnung ersonnen hat, das „an der DDR doch weitgehend desinteressierte westdeutsche Publikum“ durch die „Attraktivität des Spiels“ für die Auseinandersetzung mit den deutschen Antagonismen gewinnen zu können.

Denkbar ist es in der Tat, daß DDR-Manager ein Unternehmen in der Bundesrepublik übernehmen; unmöglich, daß sie es so tun wie im Menge-Film.



Blech in „Grüß Gott“: Denkbar, aber unmöglich

Denn da werden die Luxor-Werke in einen volkseigenen Betrieb (VEB) umgewandelt, der mitten im Kapitalismus nach den Gesetzen sozialistischer Ökonomie funktionieren soll — und natürlich nicht kann.

Protagonist ist der von Hans-Christian Blech eindringlich dargestellte neue Direktor Biddecke, ein alter Kommunist, dem auch 30 Jahre DDR-Sozialismus nicht die Hoffnung auf eine humane Zukunft genommen haben und der unerschütterlich daran glaubt, VEB Luxor gleichsam zu einem Modell für die westdeutsche Arbeiterschaft machen zu können. „Grüß Gott, ich komm von drüben“ ist die Geschichte seines Scheiterns.

Biddecke will den Konkurrenzdruck verringern und die Eigenverantwortlichkeit der Arbeiter durch Selbstorganisation in Brigaden fördern — und muß sich vom Funktionär der West-

Gewerkschaft anhören, er möge die Finger lassen von „allen Gruppensystemen, eben Abhängigkeiten von Arbeitern untereinander“.

Er tritt aus dem Arbeitgeberverband aus, weil er nicht „mit Kapitalisten und Ausbeutern an einem Tisch“ sitzen will — und erfährt vom altgedienten Luxor-Betriebsratsvorsitzenden, daß die Gewerkschaft „mit Ihnen bestimmt nicht schlechter abschließen wird als mit dem akzeptierten Tarifpartner“.

Er schafft mit „freiwilligen Initiativschichten“ Sozialeinrichtungen wie Kantine, Kindergarten und Krankenstation nebst 42 neuen Arbeitsplätzen — und muß zugleich eingestehen, daß die Produktionszahlen hinter dem kapitalistischen Standard zurückgeblieben sind.

Er reduziert das verschwenderische Sortiment von mehr als 80 Modellen auf zehn („Eine Volkswirtschaft sollte nur soviel produzieren, wie sie benötigt“) — und erlebt damit auf der Schuhmesse einen totalen Reifall.

Als Biddecke schließlich „mit der bei uns üblichen Solidarität“ 120 Arbeiter aus einem pleite gegangenen Zulieferbetrieb bei Luxor aufnehmen will, protestiert nicht nur sein DDR-Kontrahent, der parteigeschulte Jungmanager Krampitz, der ohnehin vom menschlichen Sozialismus des Altgenossen nichts hält, sondern auch die Belegschaft. Biddeckes Ansinnen, zugunsten der Pleite-Kollegen ein wenig Lohnverzicht zu üben, wird mit einem Warnstreik beantwortet.

Das alles ist — weit davon entfernt, ein plattes Lehrstück über die Unvereinbarkeit der beiden Systeme zu sein — mit behutsamer Ironie in Szene ge-

setzt (Regie: Tom Toelle), ein deutsch-deutsches „Märchen“ (Menge) zur Unterhaltung und zum Nachdenken zugleich.

Auch Biddecke ist nicht ganz ohne. Daß DDR-Kaderakten mehr enthalten als westdeutsche Personalakten, erläutert er in Honecker-Deutsch: „Schließlich ist der Mensch bei uns das Wichtigste.“ Aber: „Natürlich schreibt in einer Brigade auch einer auf, wie die einzelnen arbeiten.“

Zweifelhaft freilich, ob derlei Details sich dem westdeutschen TV-Publikum erschließen. Der Sicherheitswahn der DDR-Manager zum Beispiel, die den Werkseingang sogleich mit Schranke und Passierscheinhäuschen versehen: ihr ungläubiges Staunen, als die örtliche Journalistin ganz selbstverständlich Auskunft begehrt („Das muß doch genehmigt werden“); die Bemerkung Biddeckes, schließlich sei Luxor „ein Produktionsbetrieb, mit dem Verkauf habe ich nichts zu tun“ — da muß einer die DDR schon recht genau kennen, um die vielen typischen Randbeobachtungen einordnen zu können.

Zudem hat der Autor sich so auf seinen utopischen Helden konzentriert, daß andere Akteure schemenhaft, ihre Verhaltensweisen oft unerklärt bleiben. Menges Versuch, im erdachten Rahmen des an sich Unmöglichen realistische Details zu zeigen, mißlingt da, wo etwa besagte Reporterin aus Rücksicht auf die Arbeitsplätze darauf verzichtet, die Machtübernahme der DDR bei Luxor sofort an die große Presse-Glocke zu hängen — was gewiß die wenn auch kurze, so doch von außen relativ unge störte Entwicklung zum VEB behindert hätte.

Am Ende verkaufen die Ost-Berliner Staatssozialisten das unrentabel gewordene Unternehmen. „Das mit dem Streik“, sagt Biddecke zum Abschied, „das hat mich ganz schön umgehauen.“ „Daß es nur zehn Minuten wäre“, antwortet der Betriebsratsvorsitzende Wapler, „des war e Zeiche von Sympathie für Sie.“

Olaf Petersen

TIERVERSUCHE

Qual der Stellvertreter

Jedes Jahr verbraucht allein der Pharma-Konzern Ciba-Geigy eine Million Versuchstiere. In einer dreiteiligen Serie untersucht TV-Autor Horst Stern: Sind solche Experimente nötig?

In einen engen Käfig gezwängt, kann sich der zornige Pavian nicht wehren gegen die Beruhigungsspritze, die ihm ein Wärter durch das Gitter verabfolgt. Sein Widerstand erlahmt schon nach wenigen Minuten: Willig läßt sich der Affe aus dem Käfig nehmen und ins Labor tragen.

Dort wird er auf einen Spezialstuhl gefesselt, eine Art wissenschaftlichen Pranger — er darf ihn einige Wochen, vielleicht sogar mehrere Monate nicht wieder verlassen. Fixiert am Hals und an der Brust, an den Oberschenkeln und Füßen, muß der Pavian fortan täglich „Prüfsubstanzen“ schlucken, die ihm Forscher der Basler Pharma-Firma Ciba-Geigy einflößen.

An seinen Ausscheidungen, die durch einen Trichter unter dem Marterstuhl abfließen, studieren die Wissenschaftler, was im Affen-Stoffwechsel mit den Chemikalien geschieht — ein Pavian als „lebende Prüfmaschine“: Tierquälerei oder unvermeidlicher Preis für den Fortschritt?

Ein Jahr lang hat Horst Stern, 55, Deutschlands beliebtester Tier-Feuilletonist, mit einem Kamera-Team des Süddeutschen Rundfunks das Treiben

sich unter Krämpfen am Käfigboden wälzen, Hunde, die unter toxischem Einfluß halbgelähmt umherwanken, „Stecker-Katzen“ mit Elektroden im Schädel, die auf Knopfdruck Anfälle von panischer Aggression erleiden, oder Ratten und Mäuse, die im Gift-Test serienweise zuckend verenden.

„Kein Versuchstier“, kommentiert Stern, „verläßt nach Gebrauch lebend das Firmengelände, auch dann nicht, wenn der Versuch das Tier unbeschädigt ließ“ — „Trauer“ und „Beschämung“ empfand der Autor angesichts des Tier-Massakers, das allein bei Ciba-Geigy in Basel im letzten Jahr mehr als eine Million Opfer forderte.

Mit seinem Film über die tierischen „Stellvertreter“, die zum Wohle der Menschheit leiden und sterben, bezieht nun auch Stern Stellung in einer Auseinandersetzung, die seit geraumer Zeit



Tierautor Stern (3. v. l.), Fernseh-Team: „Vergewaltigung der leidenden Kreatur“

der Wissenschaftler im wohl am gründlichsten abgeschirmten Bereich der Pharma-Forschung gefilmt: Es sind schockierende Szenen, die er nun in einer TV-Serie dem Laienpublikum vorführt — sie könnten, meint er, auch bei distanzierter Betrachtung mitunter „den Eindruck brutalster Vergewaltigung“ erwecken, begangen an der wehrlosen, „leidenden Kreatur“.

Gleich dreimal — am letzten Sonntag, am Donnerstag und Freitag dieser Woche, jeweils nach 21 Uhr — schlägt den Fernsehzuschauern „Sterns Stunde“: was sie dabei zu sehen bekommen, hat wenig zu tun mit des Autors früheren, liebevoll-ironischen Tierporträts.

Diesmal sind es „Tiere in der Hölle unserer eigenen, oft selbst verschuldeten Krankheiten“, die Stern im kalten Licht der wissenschaftlichen Versuchsstationen beobachtet — Rhesusaffen mit künstlich induzierter Epilepsie, die

mit wachsender Erbitterung ausgefochten wird: Tierschützer in aller Welt fordern die Einstellung aller Tierexperimente, deren geringer Nutzen, wie sie behaupten, die Qualen der gepeinigten Kreaturen nicht mehr rechtfertige.

„Schach der Qual“ verlangt etwa der „Internationale Bund der Tierversuchgegner“, der die Tierexperimente westlicher Wissenschaftler mit den Untaten von KZ-Ärzten aus der Nazi-Zeit vergleicht. Und auch Ärzte wie das Hannoveraner Psychiater-Ehepaar Margot und Herbert Stiller erklären die meisten Tierversuche für „wissenschaftlich wertlos“, die Forscher seien „Menschen mit sadistischen Zügen“, die ihre abartigen Neigungen unter dem Mantel der Wissenschaft ausleben.

Daß der „Tierverbrauch“ in der Forschung (jährlich weltweit rund 200 Millionen Mäuse, Ratten, Hunde oder Affen) in jüngster Zeit rapide gewachsen